

# Falsche Innerlichkeit

Von Friedrich Wulf, S.J., München

In den Jahren vor und besonders nach dem ersten Weltkrieg sprach man im deutschen Katholizismus viel von der notwendigen Überwindung des inneren Exils, des Ghettos, in das man, teils freiwillig, teils gezwungen, im Laufe des 19. Jahrhunderts hineingegangen sei. Man wollte an der Gestaltung aller Bereiche des öffentlichen Lebens, des politischen, wie auch vor allem des geistigen und kulturellen, wieder aus einer positiveren, offeneren, ganzheitlicheren Haltung, aus der Verantwortung für den göttlichen Auftrag der Kirche in dieser Welt, Anteil nehmen. Der Aufbruch einer neuen Religiosität, das Wiedererwachen des Kirchenbewußtseins und des übernatürlichen Berufsgedankens drängten dazu. Der Fortfall mancher äußeren Hindernisse, die Freiheiten der jungen Demokratie schienen für einen Erfolg die besten Voraussetzungen zu bieten. Die kurze Spanne Zeit, die den deutschen Katholiken für ihr Hineinwirken in die „Welt“ zur Verfügung stand, ist — so kann man wohl rückschauend sagen — nicht vertan worden, mag man auch im einzelnen viele Fehler und Versäumnisse beklagen. Das Wort vom Ghettkatholizismus bestünde heute nicht mehr zu Recht. Andererseits hört man aber auch heute noch häufig den Vorwurf, unsere Verbände, die doch einen großen Teil der aktiven Gläubigen erfassen, kultivierten immer noch zu sehr ihr Eigenleben und ließen darüber ihre apostolische Sendungsaufgabe zu kurz kommen. Man pflege sozusagen das eigene Nest, baue es sorgsam aus und mache es zu einer seelischen und religiösen Heimat, zu einer Stätte der Geborgenheit und einer Quelle der Kraft für den Einzelnen in der Unrast, Heimatlosigkeit und verweltlichten Atmosphäre unserer Tage. Man vergesse aber zu oft, daß dieses Nest seinen Sinn nicht in sich selber habe, seine Wärme vielmehr den Christen nur besser zurüsten solle zu einem Flug in die „Fremde“, in die säkularisierte Welt, für seine eigentliche Aufgabe: in Familie und Beruf und der Sorge um den Mitmenschen.

Es mag vieles an diesem Vorwurf wahr sein. Trotz der grundsätzlichen Bejahung des apostolischen Wirkens und einer tatsächlichen weitverzweigten Arbeit kümmert man sich noch vielfach zu sehr um das eigene Haus, um seine Erhaltung und Ausgestaltung, und achtet zu wenig des Brandes, der die Nachbarn, der die ganze Menschheit bedroht. Wenn Pius XII. neustens mit großer Eindringlichkeit selbst die beschaulichen weiblichen Orden, die jahrhundertlang ihren eigenen Stil entwickelt haben, über ihr eigenes Klaustrum hinausweist und ihre apostolischen Kräfte koordinieren und für die Bewahrung der Welt vor dem drohenden allgemeinen Chaos eingesetzt wissen will<sup>1</sup>, dann ist es an der Zeit, daß sich jede katholische Gemeinschaft überlege, wieviel sie ihre Glieder dazu erzieht, in ihrem Bereich und nach ihren Kräften zur Verchristlichung der Welt, zur Rettung der Menschen, zur Linderung der Not, zur Überwindung der Gefahren, die durch die Gottlosigkeit, durch unser aller Schuld und Sünde drohen, beizutragen. Dabei sollte die Arbeit

<sup>1</sup> Apostol. Konstitution „Sponsa Christi“ vom 21. Nov. 1950, AAS vol 43, Nr. 1 (10. Jan. 1951), S. 11: „Bei den wachsenden Bedürfnissen der Kirche und der Seelen, bei dem nicht nachlassenden Bemühen, diesen durch die gemeinsame Hilfe aller abzuhelpen, scheint der Zeitpunkt gekommen, das monastische Leben, im allgemeinen auch bei den beschaulichen Ordensfrauen, mit einer maßvollen Teilnahme am Apostolat zu verbinden.“

nicht nach veralteten gesellschaftlichen Rücksichten, sondern einzig nach ihrer Dringlichkeit, nicht um der Ehre und des Prestiges, sondern um einer wirklichen Not willen ausgesucht werden. Angesichts unserer konkreten deutschen Verhältnisse möchte man fast sagen, wir müßten noch einmal aus dem Ghetto einer allzu großen Selbstbezogenheit ausbrechen, um aus der vertieften Erkenntnis des Geheimnisses der Menschwerdung und des Kreuzes und unbekümmert um vielfach erstarrte Traditionen Christentum nicht nur in gesonderten Bezirken und von hoher Warte aus, sondern mitten in der Welt des politischen, wirtschaftlichen, sozialen und kulturellen Lebens zu verwirklichen. Sind wir doch von Christus gesandt, „hinauszugehen in *alle* Welt und *aller* Schöpfung die Heilsbotschaft zu verkünden“ (Mk 16, 15).

Was hier über das katholische Gemeinschaftsleben gesagt wird, gilt in viel tieferer Weise auch für den Einzelnen. Darüber soll im folgenden die Rede sein. Die Frömmigkeit vieler Christen führt heute oft zu sehr in die Isolierung hinein, in eine falsche Innerlichkeit und Beschaulichkeit, in eine Abschließung von der Welt, die nicht nur die apostolische Aufgabe des Christen, sondern seine wesentliche Stellung in der Welt überhaupt verkennt. Man pflegt ein eifriges religiöses Leben, aber dieses Leben ist zu einseitig auf sich selbst bezogen, auf die Entfaltung und Erfüllung der eigenen Seele; es führt ein Eigendasein, ohne inneren Zusammenhang mit dem übrigen Leben; es bezieht die Umwelt und vor allem den Nächsten nicht genügend in seine Sinnggebung und Formkraft ein. Vor einigen Jahrzehnten sprach man viel von einer Kluft zwischen Religion und Leben und meinte damit jene schmerzliche Tatsache, daß die meisten Christen zunächst und allzu selbstverständlich in einer säkularisierten Welt leben und daneben noch in einer religiösen, christlichen, ohne daß beide Welten miteinander in innerer Verbindung stünden. Man kann diesen Satz auch auf viele eifrige Christen anwenden, nur daß für sie die Welt des Glaubens die eigentliche Wirklichkeit bedeutet, die nur in schwacher Beziehung zur profanen Welt steht. Was hier gemeint ist, läßt sich bisweilen sehr deutlich bei Ordensfrauen beobachten. Abgesehen von den äußeren Lebensumständen und -gewohnheiten, in denen sie sich von anderen Menschen unterscheiden, leben sie nicht selten so sehr in ihrer eigenen religiösen Welt (bis dahin, daß sie eine eigene Sprache sprechen und in eigenen Kategorien denken), daß daneben die gewöhnliche Welt keine existentielle Bedeutung mehr für sie hat. Das kann so weit gehen, daß alle Arbeit zur bloßen Verrichtung herabsinkt, daß der Beruf (Krankenpflege, Unterricht) nicht mehr in seinem immanenten Sinn und Wert und als Gotteswerk geschen wird und daß vor allem die Begegnung mit dem Mitmenschen sich in einem äußeren Kontaktnehmen erschöpft. Die innere Welt des Nächsten interessiert weiter nicht, sie bleibt daher dem eigenen Herzen fremd. Man übernimmt dessen Anliegen, dessen Sorge und Not nicht mehr als die seinen. Man empfindet den anderen nicht mehr als Geheimnis, als einen Schatz, als Bruder und Schwester, für die man sein Leben einzusetzen und sein Herz hinzuschicken hat. Der Mitmensch bleibt allenfalls ein Objekt der Bekehrung, der seelsorglichen Bemühung, der körperlichen oder geistigen Betreuung<sup>2</sup>.

Findet man eine solche Frömmigkeit nur in den Klöstern? Wir glauben nicht. Es

<sup>2</sup> Sehr gut findet man diese Haltung in einem neueren französischen Roman dargestellt: E. De Greef, *La nuit est ma lumière*. Paris, Edit. du Seuil 1949.

scheint ein Gesetz der heutigen Zeit zu sein, daß der fromme Mensch leicht geneigt ist, aus dem Chaos und der Gottlosigkeit der modernen Welt in eine Welt des göttlichen Friedens und der göttlichen Erhebung zu flüchten. In Frankreich und Belgien hat man seit dem letzten Weltkrieg eine ähnliche Beobachtung gemacht<sup>3</sup>. Die säkularisierte Welt einer höchst entfalteten Zivilisation und Technik scheint kein Ackerboden mehr zu sein für das Wachstum des göttlichen Samenkornes, kein rechtes Klima, in dem ein innerliches Leben gedeihen könnte. Der Boden ist ausgetrocknet, die Luft verpestet; es gibt keinen Ansatzpunkt mehr für die Entfaltung des göttlichen Lebens. Um zu Gott zu kommen, muß man sich abschirmen, muß man sich zurückziehen. Das Aufsteigen von den sichtbaren zu den unsichtbaren Dingen gelingt nur noch schwer. So baut man sich notgedrungen seine eigene innere Welt auf, die dann oft — ohne daß man das immer beabsichtigte — keine rechte Verbindung mehr mit der äußeren Welt der Familie, des Berufes, des Nächsten, der Öffentlichkeit aufweist. Die eigentlichen Bewegungen der Seele: Freude und Trauer, Hoffnung und Furcht, Sehnsucht, Verlangen, Liebe, Enttäuschung, Leere, Einsamkeit vollziehen sich nicht mehr in der Begegnung mit den Dingen und Ereignissen des täglichen Lebens, in der Begegnung mit den Menschen, sondern sind rein innerlicher Art. Es sind Bewegungen eines gottverbundenen oder auch gottfernen Herzens, wie sie die Stunden der Andacht und Erhebung und dann wieder die Stunden der Prüfung, der Trockenheit und des Nicht-mehr-Sehens mit sich bringen. Es kann in dieser Hinneigung zum beschaulichen Leben eine echte Berufung liegen, es kann aber auch sein, daß der Mensch anfänglich echte Gnaden selbstsüchtig genießen will und dann immer mehr einer Fiktion verfällt. Die Welt, in der er lebt und Gott zu finden meint, ist dann nicht mehr die Welt Gottes, sondern die eines Herzens, das in sich selbst befangen ist, das im Grunde dem Glauben entrinnen möchte, um in der Schau zu leben. Der Fall ist nicht selten. Er kommt in den verschiedensten Abstufungen vor. Menschen solcher Art sind kalt und gleichgültig gegen ihre Umgebung, oft sogar ungerecht und hart, selbst gerade dann, wenn sie ihre Pflicht auf das genaueste zu tun meinen.

Wir haben Grund anzunehmen, daß in dem Zug unserer Zeit zum beschaulichen Leben viel Irrtum und Selbsttäuschung zum Ausdruck kommen. Wir nannten schon die Problematik der modernen Welt, die den religiösen Menschen dazu verleiten kann, ins innere Exil zu gehen und seine christliche Existenz rein von innen her zu vollziehen. Noch andere Anzeichen sprechen für unsere These: Die inneren und äußeren Schwierigkeiten des modernen Menschen lassen ihn viel an sich denken und alles nur in Beziehung zu sich sehen, selbst den Nächsten. Er projiziert eine Welt von sich aus, hört aber nicht mehr den Anruf Gottes, der von außerhalb seiner selbst, durch die Kirche, durch sein tägliches Schicksal, durch Umwelt und Mitwelt an ihn ergeht. Ein solcher Mensch ist für das Gemeinschaftsleben geschwächt. Er zieht sich daher gern auf sich selbst zurück, hält den Kern seiner Seele ängstlich fest, will keinen Zoll seiner Freiheit über das Notwendigste hinaus preisgeben und sich nirgendwo binden. Das alles sind Voraussetzungen, um auch der Frömmigkeit

<sup>3</sup> Vgl. Chanoine G. Thils, *Transcendance ou Incarnation?* Louvain (1950), S. 5 und 52 ff. Das wertvolle Büchlein behandelt die Grundströmungen des französisch-belgischen Katholizismus von heute.

einen Zug ins Egoistische zu geben. Dazu fühlt sich der Mensch von heute durch die ständige Beeindruckung, durch die häufige Überforderung seiner Kräfte wie ausgesogen und leer. Er möchte gern zu Gott kommen, um seinem Leben Fülle und Sinn zu verleihen, aber er bleibt für die Art und Weise, wie die religiöse Welt von außen an ihn herangetragen wird, unansprechbar. Er hungert daher nach dem religiösen Erlebnis. Er sucht die Realität der Wahrheiten des Glaubens mit den Sinnen zu erfassen. Er will mit Johannes sprechen können: „Was wir gehört und mit unseren Augen gesehen, was wir geschaut und mit unseren Händen berührt haben vom ‚Worte des Lebens‘ . . . , das verkünden wir euch“ (Jo 1, 1 u. 3). Da aber das Hören und Sehen der überirdischen Welt, das Er tasten Christi und seines Wirkens unter uns, in der sichtbaren Welt keinen Anhaltspunkt mehr zu haben scheint, so bleibt keine andere Wahl, als sich auf den Bereich des inneren Menschen zurückzuziehen, in der Meditation die inneren Ohren und Augen zu üben, bis in der Stille und Tiefe des Herzens die Stimme Gottes hörbar wird und Seine Gestalt in geheimnisvollen Bildern und Erleuchtungen schaubar. In den Erhebungen des Herzens, in den Stunden der Andacht und der Gnade zieht Gott durch seine Seele, berührt er ihren Grund, ist er ihr greifbar nahe. Die Welt ist leer von Gott, sie befindet sich im Zustand der Gottverlassenheit. Man muß zwar in ihr leben und arbeiten, aber all dieses Sich-Bewegen und Tun bleibt doch außerhalb der eigentlichen Gottesbegegnung. Der Gott der Gnade ist nicht ein Gott dieser Welt, der darum auch nicht im Horizont dieser Welt erscheint. Er ist der Gott der Transzendenz, der absoluten Jenseitigkeit. Nur im Überschreiten der Welt ist er zu erreichen. — Solche und ähnliche Gedanken, in denen sich Wahrheit mit Irrtum mischt, echte Gottessehnsucht und menschliche Schwäche begegnen, mögen vielfach dem mystischen Zug unserer heutigen Frömmigkeit zugrunde liegen.

Das alles wird nun aber noch durch ein überkommenes Schema von Mystik gestützt<sup>4</sup>: Die Kontemplation steht über der Aktion. Der vollkommene Mensch ist daher der Kontemplative. Da nun die Vollendung der Kontemplation die Mystik ist, gehört Mystik notwendig zur christlichen Heiligkeit. Darum sind auch alle, so wie zur Heiligkeit, zur Mystik berufen, wobei Kontemplation und Mystik in der Tradition der christlichen Frömmigkeit, in deutlicher Abhängigkeit von Plato und Aristoteles und vom Neuplatonismus, einen ausgesprochen individualistischen Zug haben. Auf der Linie solcher Gedankengänge liegt z. B. das Buch von Franz Moschner über das christliche Gebetsleben<sup>5</sup>, das ohne Zweifel der Neigung vieler Frommen von heute entspricht. Hier erfüllt sich „das Wandern der gottliebenden und gottsuchenden Seele auf dem ‚inneren‘ Wege in der Beschauung“ (215), die eindeutig individualistische Züge aufweist und den Menschen immer mehr herausführt aus dieser Welt in die schmerzlich-selige Einsamkeit mit dem dreifaltigen Gott.

Nun ist heute ganz gewiß nichts so notwendig wie die Kontemplation, Zeiten der Stille und der Sammlung. Anders wird der Mensch sich entgleiten, nicht mehr über sich verfügen, wird er der Unruhe und der Vielfalt der modernen technischen Welt

<sup>4</sup> Vgl. zum Folgenden: Hans Urs v. Balthasar, *Aktion und Kontemplation*. Diese Zeitschrift 21 (1948) S. 361 ff.

<sup>5</sup> *Christliches Gebetsleben. Betrachtungen und Anleitungen zum wesentlichen Gebet*. Freiburg 1948; zweite unveränderte Aufl. 1951. Vgl. die Kritik zu diesem Buch in dieser Zeitschrift 22 (1949), S. 392 f.

erliegen. Aber die Kontemplation darf nicht dahin führen, daß der Betende in einer isolierten religiösen Welt lebt, die mit der profanen, sündigen Welt nichts mehr zu tun hat. Die Welt der Innerlichkeit darf nicht um ihrer selbst willen angestrebt werden, auch nicht um der subjektiven Entfaltung und Erfüllung der eigenen Seele willen. Wenn die Vollkommenheit in der Liebe besteht und Liebe immer Dasein für andere bedeutet, dann muß auch der „Aufenthalt im Himmel“ auf irgendeine Weise wieder auf die Erde, in die Welt zurückführen, um für andere da sein zu können. Und wenn christliche Vollkommenheit Nachfolge Christi ist, von Christus es aber heißt, daß er „um uns und unseres Heiles willen vom Himmel herabgestiegen“ sei, daß er sich „für uns dahingegeben“ habe, dann besteht auch unsere eigentliche Aufgabe, so lange wir hier auf Erden weilen, in der Hingabe für die Menschen in den Tod, um Christi und des himmlischen Vaters willen. So ist also die ganze Welt unserer Innerlichkeit, und wäre sie voll von mystischen Höhen, nur dann echt, das heißt Gottes Werk, wenn und in dem Maße sie einmündet in die Nächstenliebe, in die Miterlösung der sündigen und gottentfremdeten Welt. Erst das gottgewollte Stehen in dieser Welt, die Bewährung im Beruf, das Nicht-Ausweichen-wollen den Kreuzen des täglichen Lebens, das Offensein für den Mitmenschen, die Hingabe des Herzblutes für sein Heil, die innere und äußere Anteilnahme an den Anliegen und Nöten der Kirche, bewahrt unsere Kontemplation, unser Gebet, die Erhebungen des Herzens und die Stunden der Andacht vor Selbsttäuschung und Schein.

So ist es auch in der Apostolischen Konstitution „Sponsa Christi“ an die beschaulichen weiblichen Orden zu lesen: „Da die Vollkommenheit des christlichen Lebens vor allem in der Liebe besteht und die Liebe, durch die wir einzig den Herrn über alles lieben sollen und alle in Ihm, in Wahrheit nur eine ist, so verlangt die Kirche, unsere Mutter, von allen Ordensfrauen, die nach kanonischem Recht das beschauliche Leben geloben, mit der vollkommenen Liebe zu Gott auch die vollkommene Liebe zum Nächsten. Um dieser Liebe und um ihres Standes willen müssen sich alle Ordensleute, Männer und Frauen, den Bedürfnissen der Kirche und aller Notleidenden geweiht fühlen.“

Darum sollen sich alle beschaulichen Ordensfrauen völlig bewußt sein, daß ihr Beruf ganz und gar ein apostolischer ist<sup>6</sup>, der weder räumlich noch zeitlich beschränkt noch auf ein bestimmtes Sachgebiet begrenzt ist, sondern sich immerfort auf alles auf der weiten Welt erstreckt, was irgendwie zur Ehre ihres Bräutigams oder zum Heil der Seelen gereicht<sup>7</sup>. Hans Urs von Balthasar hat neuerdings gezeigt, wie sehr gerade die beschauliche Therese von Lisieux diese Gedanken zum Programm ihres Lebens gemacht und dadurch ein überkommenes Frömmigkeitsschema, das jahrhundertlang in der Kirche mehr oder weniger Geltung besaß, durchbrochen hat<sup>8</sup>.

In diesem Zusammenhang scheint es uns wichtig, mit Nachdruck gerade heute darauf hinzuweisen, daß sich in der christlichen Frömmigkeit ganz allgemein die

<sup>6</sup> Pius X. Brief an den General und Orden der Unbeschuhten Karmeliten, anlässlich der Dreihundertjahrfeier der Seligsprechung Teresas von Avila. AAS. 6 (1914), S. 139, 142; Pius XI., Apost. Konst. „Umbratilem“, AAS. 16 (1924), S. 385/86, 389; Pius XII. Enz. „Mystici Corporis“, AAS. 35 (1943), S. 241, 245.

<sup>7</sup> AAS. 43 (1951), S. 14.

<sup>8</sup> Therese von Lisieux, Geschichte einer Sendung. Köln, Verlag Jakob Hegner, 1950, S. 172 f.; 304 f.

sichtbare Welt und die Welt des inneren Lebens gegenseitig bedingen und sich darum auch durchdringen müssen. Die sichtbare Welt darf um keinen Preis durch die Welt des inneren Erlebens zu einem Schein- und Schattendasein entwertet werden. In gewisser Weise ist sogar die sichtbare Welt die erste Wirklichkeit, insofern uns Gott zunächst in ihr begegnen und durch sie uns Seine Gnade zuteil werden lassen will. Er hat die Kirche als sichtbare gestiftet und sie als ein wunderbares Zeichen für alle aufgerichtet. In ihr, als dem fortlebenden Christus, tritt Gott sichtbar vor uns hin, durch sie sagt Er uns Sein Wort, gibt Er uns Teil an Seinem Leben, stärkt und leitet Er uns. Ohne Hinschauen und Hinhorchen auf sie würden wir in die Irre gehen und Gott verfehlen. Der heutige Mensch neigt zwar nach all den Katastrophen der letzten Jahre wieder mehr zum Religiösen, aber er hat den Sinn verloren für Institution und Amt. Er möchte Religion als inneres Erlebnis, als beglückende Sinn-erfüllung einer weithin sinnlos gewordenen Welt, aber nicht so sehr als objektive Wahrheit, als Bindung an eine objektive, alle verpflichtende Gegebenheit, die einfach da ist, unabhängig vom subjektiven Empfinden des Einzelnen. Es ist darum eine der Hauptaufgaben der christlichen Verkündigung heute, zu betonen und klarzulegen, daß Christentum eine geschichtliche Offenbarungsreligion ist, daß man also zu Gott nicht kommt auf dem Wege menschlicher Begabung und Verinnerlichung, auf dem Wege der Meditation, andächtiger und mystischer Erlebnisse<sup>9</sup>, sondern durch gläubiges und demütiges Hinhorchen auf jenes hörbare und genau feststellbare Wort, das Gott in bestimmten geschichtlichen Augenblicken, durch bestimmte, dafür auserwählte Menschen, durch die Patriarchen und Propheten des Alten Bundes, zuletzt und endgültig in Jesus Christus (und seine Apostel) in die Welt hineingesprochen hat, — durch Hinschauen auf den menschengewordenen, sichtbaren Gott in dieser Welt, auf Jesus Christus in der Kirche. Das Antlitz Gottes, wie es in der Tiefe der gläubigen Seele aufleuchtet, muß darum immer wieder geprüft werden an der Sichtbarkeit Gottes in der Kirche, die Einsprechungen und Erleuchtungen des Heiligen Geistes im Herzen des Betenden müssen immer wieder gemessen werden am Wort desselben Geistes in der Kirche. Wer wirklich so gelernt hat, nicht immer nur in sich hineinzuschauen und hineinzuhorchen, sondern in demütigem Glauben und Gehorsam von sich wegzuschauen und über sich hinauszuhorchen, dem wird es immer mehr gelingen, die religiöse Welt des Herzens und die Welt dieser Zeitlichkeit: der Gemeinschaft, der Arbeit, des Berufes zur gegenseitigen Durchdringung zu bringen; der wird schließlich in allen Dingen und Ereignissen seines Lebens Gott finden und Christus, dem Herrn, in allen Menschen begegnen. Da wäre kein Gegensatz mehr zwischen Innerem und Äußerem, zwischen Kontemplation und Aktion, Transzendenz und Immanenz, sondern die innere Zuordnung von beiden in der Teilnahme am Gottmenschentum Christi.

<sup>9</sup> Die Literatur über indisch-chinesische Meditation und Mystik überschwemmt immer mehr den Büchermarkt der westlichen Welt und findet hier bei den Suchenden vieler Richtungen eine aufnahmebereite Leserschaft.